

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 12 (1908)

**Artikel:** Beate [Fortsetzung]  
**Autor:** Müller, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572385>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Ammlungfabrikation in Tägerig. Hausierer mit „Maf“.

händ de ganz Tag chönne de Seuhafe ob ha und drunder füre, daß f' immer e haife Stai g'ha händ zum Glätte. Zum Stärke händ d' Wiber wifes, fins Ammelemähl g'noh, di andere, d' Wäber, d' Buechbinder, d' Bauelefabrike u. s. w. händ nur 'ruchs kauft. Die, wo z' Tägerig jez no ammelemählid, chönd nur no Ammelemähl liferen i d' Zigarrefabrike z' Bonischwil, z' Bäuel, z' Rinech und z' Mänzike. So guet as aber aisti eusen Ammelemählern ihres Ammelemähl gfi ist, und so begärt ab 's gfi ist, so wais i doch nüd dervo, das vo Tägerig us ainist Ammelemähl an en Usstellig g'schickt worde seig oder das aine von ene en Uszaichnig oder e Medalie oder en Ehremäldig oder lust es Brämi übercho haigt; aber da wais i, das enen ami nohg'rüest worden ist:

Ammelemähler,  
Cherneistähler,  
Schubelischiffer,  
Hofeschiffer.

Zum Schluß muß i no öppis derzue seze, wo mir mi Schwigeri g'said hed. Si hed g'said, 's seig ami zu der Zit, wo si no haig müssen i d' Schuel — 's wird jez eppe sibezg Johr si fider — all Früelig en ältere Ma uf Bosmel cho (wo si dihaime ist) us em Luzernerpiet innen use, de haig ami i de Pure Ammelemähl g'macht vo Hörböpfle. Si haiged em ami d' Hörböpfel derzueg'geh; de seig er mit dene Hörböpfle oben a d' Udermüht ue g'gange, zum Zielbrunnen ue und haig de deet Ammelemähl drus g'macht. Wi das aber g'gange seig, chön si nid säge; si wüß nur no, das er en Aperat bin em g'ha haig. Mr haig aber das Hörböpfelmähl nur 'brucht, we mir haig wellen abgänti Waar stärke, z. B. farbig Schübe.

\* \* \*

NB. I möcht de bi dene Herretamen und Fräulein und Zumpferen und Herre, wo di Biltli g'schauid oder scho g'schauet händ, höfli agghalte ha, si selid de gfeligt ais Mug zuetrückde, wen di Hüfeler d' Hömmlichträge nid e so uffstellid, wi 's bim Mannenboldi früener vor altem Mode gfi ischd und wenss überhaupt in der Klaidig nid uf's Tüpfli und Höörli gnau so

stimmt, wis im Ufsatz g'schriben stohd. Chönnt aine z' Tägerig im ganze Dorf omelauffe und ali Hüser absueche und vo z' underischd bis z' oberst is Hus ue under de hohl Ziegel ue, er funt e kes Paar Bächschue meh oder e Gasaggerock oder es rots Libli oder es Paar Chraghose, d' Wiber händ da alt Züg scho lang g'schliffen und Hösl und Mokli drus lo mache för di chline Buebe, wenn 's di Totne nid eppe no fälber met ene g'gnoh händ i Totebaum ie. — G'fallid aber di Helgli ä so i de Läfere, so freut's mi, und i wil gern för see und för mee i dene tante, wo i der Sach Dank verdienet händ, nämli im Herr Biziamme Rogg z' Brängarte, wo als abfotografiert hed und im Herr E. Merian am gleichen Ort, wo g'macht hed, daß g'fotografiert worden escht, und de b'sunders no i dene guete Lüte, wo d' Biltli i d' „Schweiz“ ieto händ.

S. Meier, Zonen.

## — Beate —

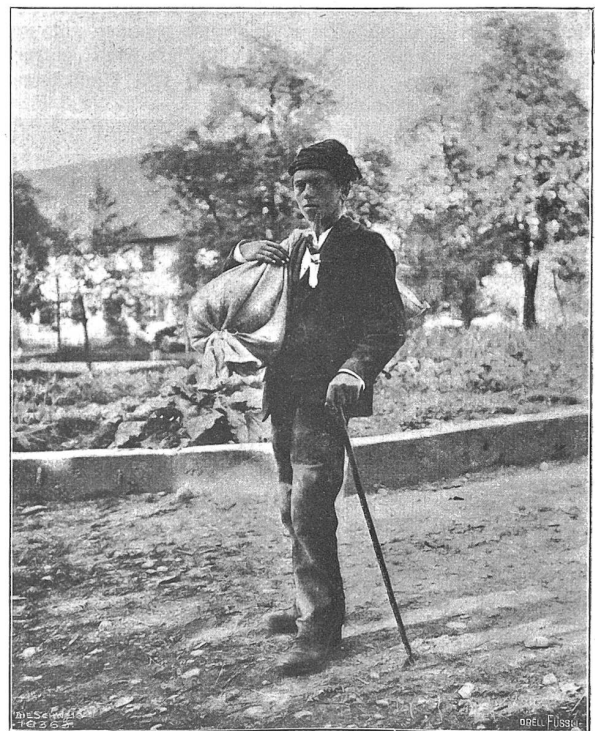
Novellistische Studie von Max Müller, St. Gallen.

(Fortsetzung und Schluß).

Nachdruck verboten.

Dann kamen die Mädchen an die Reihe, die alle drei mit Ausnahme Beate's ganz nette Stimmchen hatten. Sie sangen zweistimmig, zwei Sopran und eine Alt, ein französisches Liebeslied, das sie heimlich gelernt. Sie entschuldigten sich zwar, sie wüßten sonst kein anderes. Dieses Lied aber bildete mit den Höhepunkt dieses schönen Tages, vielleicht ihrer ganzen Jugend. War es doch nichts anderes als der in ein höheres Dasein, in eine feinere Materie umgesetzte Augenblick, den sie eben lebten, in dem sie atmeten. Die Metamorphose des sinnlichen Scheines in das innerliche Sein der Kunst.

Nur an der Stelle, wo Beate saß, war es still. Sie ließ stumm ihren weißen Arm in die kühle Flut hängen und das Wasser durch die Finger gleiten. Weltverloren, weltvergessen saß sie da. Niemand sprach mehr mit ihr, redete ihr zu, mitzufingen im Chore der andern. Man hatte sie tatsächlich in der Dunkelheit vergessen. Sie aber kam sich mit ihrem Graßbeschwigen vor wie ein lästiger Störenfried, der das Glück



Ammlungfabrikation in Tägerig. Hausierer.

der andern mit seinem Meide versehrte. Sie ließ die beiden großen Tränen, die ihr in den Augen standen, in die gleichgültigen Wasser nieder-tropfen. Niemand war ja da, der sie ihr von den Wangen geküßt hätte. Es war dunkel um sie her. Sie wünschte sich weit fort von hier, in die Einsamkeit, um sich auszuweinen. Und ihr kam zugleich vor, als trüge das Schiffelein sie wirklich hinaus durch das schweigende Meer, als führe sie schon viele Jahre so, immer in derselben Richtung, dorthin, wo Vimini liegen mußte, jene sagenhafte Insel der ewigen Jugend, wo sie auch ihre eigene, jauchzende wiederzufinden hoffte... Eine stille Gleichgültigkeit kam über sie. Sie sah wie verwundert im Kreise umher nach den singenden Silhouetten ihrer Freundinnen. Die Erinnerung an das Gegenwärtige entsank ihr, und sie konnte jene nicht mehr begreifen. Sie begann die Umwelt und das eigene Leben als „Panorama“ zu sehen. Ihr Innerstes lebte nicht mehr das wirkliche Leben; es schwebte über dem toten, dem bunten, lieben Getriebe. Sie erinnerte sich, diesen Ausdruck „aus der Welt ein Panorama machen“ in einem alten Romane gelesen zu haben. Schon damals hatte er ihr gefallen; heut fand sie etwas wie einen leisen Trost darin...

Endlich näherte man sich den Lichtern, die durch die Kastanienreihen am Strande hindurchschimmerten. Hoch über ihnen dehnte sich das weite Lichtermeer der schönen Stadt, deren schwarze Kirchtürme sich nur undeutlich vom nächtlichen Horizont abhoben. Aber keines dieser glücklichen Menschenkinder achtete des abendlichen Schauspiels. Ihnen leuchteten schönere, glühendere Flammen...

Das Schiffelein verlangsamte seinen Kurs, die frohen Lieder verstummten, nur die Maschine summt unbefümmert vor sich hin. Mit einem Seufzer erhob man sich. Man wäre bis ans Ende der Welt gefahren, hätte nicht Tante Angst gehabt,



Ammlungfabrikation in Tägerig. Hausierer mit „Stoßbähre“.

sich einen Schnupfen zu holen. Ein Lateiner sprach ein wehmütiges: Sie transit gloria mundi!

Die elektrische Bahn stand schon bereit und trug die späte Gesellschaft in weitausholenden Kurven, aber schnell, viel zu schnell hinauf nach der langsam in Schlaf versinkenden Stadt. Claire fragte in schmeichelndem Tone, ob Tante Villette nicht noch einmal so was Ähnliches arrangieren würde. Es sei zu schön gewesen!

„Vielleicht, vielleicht!“ gähnte diese gedankenlos vor sich hin.

„Wann werdet ihr euch treffen?“ fragte beim Schlafengehen Claire ihre Freundin Beate. „Wir, Heinz und ich, Sonntags nach der Kirche!“

Aber Beate antwortete nicht und vergrub ihr müdes Köpfchen tief in den schneeweißen Kissen, um das Schluchzen zu ersticken, das sie bei dieser jähen Frage durchschüttelte.

„Ach, sie schläft schon!“ sagte nach einer Weile Claire enttäuscht, im Selbstgespräch. „Ich werde noch lange nicht einschlafen können... Ah...“

Wochen vergingen. Beate träumte viel von ihrem verlorenen Glück und las dicke Bücher und suchte über diese Lücke in ihrem Leben hinwegzukommen, die eine harmlose Maientnacht und ein lächerliches Erlebnis ihr zum ersten Mal zum Bewußtsein gebracht. Sie mied auch die andern und hörte nur mit halbem Ohre hin, wenn diese von ihren Schäferstunden Wunderdinge erzählten. Nur einmal krampfte sich ihr Herz, als Claire arglos sagte, daß sie Rudi Flohr mit einer russischen Studentin zusammengesehen. Ueber Beate hatte er nie mehr gesprochen. Sie fühlte sich durch sein Schweigen gerichtet und fügte sich seinem Richterpruche als einem gerechten.

Ja, sie dachte mehr als die andern an jenen Maientag zurück! Sie verdankte ihm ja so vieles. Erst seit jenem Tage fing sie an zu leben, seit der erste tiefe Schmerz sie durchschütterte. Nicht das große Glück, an das sie so lange geglaubt und das sie von diesem Tage erwartet hatte, war zu ihr gekommen. Aber seine Stiefschwester hatte es ihr gesandt, die leidenschaftslose Selbstgenügsamkeit, die Seelenruhe, die nur der kennt, der vom Leben nichts mehr erhofft. Und sie wollte, wie die andern, eine Erinnerung an jenen Abend auf dem Genfersee besitzen, und da es niemand gab, der ihr feurige Liebesgedichte und bunte Couleurbändchen schenkte, wie ihre Freundinnen sie besaßen, kaufte sie aus ihrem Taschengeld ein kleines Wandbild, das sie gleichsam als Symbol in ihrem Stübchen aufhängte. Es war ein guter Farbendruck von Balestrieris



Ammlungfabrikation in Tägerig. Hausiererin.

„Beethoven“. Wer hat sie nicht schon gesehen, jene scharfgeschnittenen Montmartre-Bohémetyphen, Menschen, die am Wege hingefallen sind und den unnötigen Ballast unwillig von sich geworfen haben, in denen der Genius Beethovens den göttlichen Funken des Menschseins aufflammen läßt, an den sie nicht mehr glaubten? Der Beschauer fühlt, wie durch den trüben, frostigen Atelierraum die Wellen der Musik wogen, die der Alte mit seinen gefallten Fingern aus dem bejaiteten Holze lockt. Gewaltig, fast zu gewaltig stürmen die Akkorde aus dem schwarzen Klavier auf diese brüchigen Seelen ein — wehes Verstehen, heilige Andacht, Angst vor der ungekannten Nacht malt sich auf den Gesichtern dieser müden Menschen! Ueber die traurige Realistik dieses in all seinem Flitter armseligen Bagatubenzimmers mit seinem flackernden Ofenfeuer und dem verwehten Zigarettenrauch, dieser zusammengeklappten, kauern den Männergestalten, dieses hohlhängigen, sich hilflos anschniegender Mädchen von der Straße triumphiert eine hohe, schmerzengewaltige Musik. Und ein Mensch war es, wie diese hier, ärmer, verlassen noch in seiner tauben Einsamkeit, dessen Herzen sie entquoll! Ja, die vielleicht nicht unabsichtliche Ähnlichkeit des mit seinem Instrument verwachsenen alten Geigers klingt wie ein flüchtiges Glimmern an das Erdenwallen des Meisters! Und das Sonnenlicht, das seinen großen Sohn nicht vergessen hat, dringt leise herein und küßt die bleiche starre Totenmaske an der Wand, darunter verdorrte Blumen sich schlingen, huscht über die weiße Klaviatur, setzt sich auf die mageren Finger des Alten und verliert sich tanzend in seinen schlotterigen schraubenartigen Weinkleidern...

So lebte dieses Bild in Beate auf, so oft sie es schweigend betrachtete. Und sie verehrte es, wie man eine große, unsichtbare, nur in ihrem Walten geahnte Gottheit anbetet.

\* \* \*

Monate vergingen. Beate ließ sich nicht viel Zeit, ihrer, wie sie meinte, toten Jugend nachzutrauern. Sie suchte in fleißiger Arbeit Vergessen und fand einen schönen Ersatz für ihre verlorenen Mädchenfreunden. Nur zuweilen, wenn sie in ihrem Büchlein jene Strophe las:

«Elle est morte et n'a point vécu.  
Elle faisait semblant de vivre.  
De ses mains est tombé le livre  
Dans lequel elle n'a rien lu»

dann kam eine weichliche Nüchternung, ein Mitleid mit sich selbst über sie, dessen sie sich nachher jedesmal schämte. Und nur, wenn die andern des Abends fröhlich sangen und musizierten, dann mußte sie manchmal fliehen hinaus ins Freie, ins Weite. Dann kletterte sie wohl auf die Gartenmauer und wartete und wartete: „ob jemand käme und sie mitnähme...“

Mehr als ihre sorglos in den Tag hineinlebenden Freundinnen dachte sie an ihre Zukunft. Die schien ihr nicht mehr so selbstverständlich wie früher. Heiraten würde sie nicht. Die Männer brauchen fröhliche Frauen, die sie aufheitern nach des Tages Mühen, die Kinder wollen Mütter, die ihnen süße Wiegenlieder singen. Ein Haus ohne Gesang ist ein frostiges, ungemütliches, und kein froher Gast lenkt seine Schritte dorthin. Fröhlichkeit ist aber eine Kunst, die man in der Kindheit gelernt haben muß. Später lernt man nimmer.

Kläre, der sie diese Gründe für ihre Atzungsernschaft einmal allen Ernstes auseinanderlegte, lachte nur, schien sie nicht zu verstehen (vielleicht verstand sie sie doch!) und nannte es eine fixe Idee. Aber Beate ließ sich nicht irre machen. Ihre Gedanken bewegten sich immer kühner in der einmal eingeschlagenen Richtung. Sie wollte sich zur Krankenschwester ausbilden, im Anblick der großen Leiden das eigene, kleine Leid begraben. Als Tochter eines Arztes lag ihr dieser Gedanke am nächsten. Eine alte kindliche Schwärmerie, jener Hang zum selbstverleugnenden Heroismus wachte auf, um diesen Entschluß vollends zu festigen. Niemand erfuhr etwas von ihrem Plane. Sie mußte erst ihrer selbst völlig sicher sein, wie es einsame

Jahreszeiten stets zu tun pflegen, um daraus die sichere Konsequenz ihres Willens zu ziehen.

An den sonnigen Herbsttagen, kurz vor ihrer Abreise, besuchte Beate Herzen noch einmal all die Stätten ringsum, die ihr lieb geworden. Einsam, in der großen Gesellschaft ihrer Gedanken und Gefühle. Es gibt Stimmungen ohne Worte, wie es Lieder ohne Worte gibt. Nicht alle verstehen sie, fühlen ihr Nahen. Ein einziges laut gedachtes Wort verbläst sie wie der Windstoß die Lichter des Löwenzahns...

Sie ahnte wohl, daß sie in kurzem in eine andere, graue Alltagswelt eintreten würde, daraus es kein Entrinnen mehr gäbe. Und wenn sie dereinst wirklich noch einmal in dieses schöne Land zurückkehrte — sie würde wohl suchen, aber nimmer finden. Jene Vollgefühle eines jugendlichen, schwärmerischen Gemütes fliehen aus dem Rufen des auf der Lebensleiter langsam Emporklimmenden. Es ist kein Platz mehr da für sie: der Blick wird weiter, das Herz wird enger. Gleich bunten Schmetterlingen sind sie hinübergeflattert auf süßere, taufrische Blumen — dort magst du sie suchen! Und Beate dachte mit leisem Schauern an die Tante Vilette. Wie schlecht ihr doch jene sentimentale Anwandlung zu Gefühle gestanden hatte...

Beate machte ihre letzte Fahrt auf dem See. Der Herbst war schon weit ins Land gedrungen. Sie liebte den festen Gefellen in seinem buntschweifigen Landstreicherkleide, der mit vollen Backen das Laub von den Bäumen blies und auf den Straßen vor sich hertrieb, der die reifen Äpfel schüttelte und die zimperlichen Kurgäste über die Berge jagte, in den Weinbergen aber Tag für Tag frohe Feste feierte und die schönsten Winzerinnen zum Tanze führte. Süße Wohlgerüche durchschwängerten die Luft: begierig sog der Fremde den Atem des weinlaubbefrängten Gottes ein.

Zögernd nahm sie Abschied von der schönen Schweiz. Sie verglich ihre Hügel und Berge und Wiesen und Wälder, die so unordentlich durcheinandervogten wie ein Niesenspietzzeug, das nicht aufgeräumt ist, mit den weiten, stillen Ebenen ihrer deutschen Heimat. Dort wanderte man stundenlang an wohlbestellten, ebenmäßig gefurchten Feldern vorbei, durch tiefes, dunkles Tannengrün, unter hellem, sonnigem Buchenlaub: die Sinne schloßen ein, man sah nichts mehr, man träumte. Hier war's vielmehr ein lustiges Versteckspiel. Ein Hügel, ein Berg stellte sich trotzig in den Weg, die frumme, weiße Landstraße in runzligen Falten verschlingend. Hinter einem durchsichtigen Wäldchen gähnt urplötzlich ein tödlicher Abgrund; man tritt näher und gewahrt in der Tiefe ein lieblich Wiesental, daraus helles Herdengeläute entgegenklingt und schmetternde Jodler an den Wänden widerhallen. Du hast die Augen hier, du hast sie dort: hinter jedem Hügel wartet eine Ueberschuldung, und dein Herz zittert für armselige Hütten, die in schwindelnder Höhe an Bergen kleben. Und wenn der Donner und die Lawine durch die einsamen Alpentäler braust und der eilige Hauch des ewigen Winters durch die im Hochsommer frierenden Städte bläst, dann fühlst du dich im Angesichte der großen Natur als ein Mensch — und nicht mehr, aber auch nicht weniger...

Nähesten Schrittes ging das junge Mädchen über die Landungsbrücke, das Defilé der Hotelportiers von Montreux abschreitend. Hinter ihr setzte sich der Dampfer, mit dem sie gekommen, schwerfällig in Bewegung. Wild drehten sich die Schaufenster und schlugen das Wasser zu Schaum, und hoch spritzten die erregten Wellen an der grauen Ufermauer empor. Sie folgte der leichten Kurve des Sees und sah in der Ferne Chillon, die trokige Wasserburg, schimmern. Der See schrumpfte zusammen; schon war der weiße Kirchturm von Villeneuve deutlich sichtbar, und eine von den Spitzen der Pappeln gebildete zackige grüne Linie leitete über ins breite flache Rhonetal. Die Dent du Midi aber stellte sich mit ihrer ganzen Breite in den Weg und schloß das einzigartige Bildchen ab, als empfände sie den veränderten, neuen Landschaftsstil, der dem Wallis eigen ist.



Schon war sie am Ziel. Sie stand am Eingang des in dichtem Laub schlummernden Friedhofs von Territet. Hier wohnte ihre Heilige, der sie im Herzen einen stillen Altar errichtet. Sinnend, den Kopf gestützt, den Blick in blaue Fernen gewandt, sitzt sie da. Ihre Haltung hat etwas Königliches. Das Buch ist ihr entsunken; über ihrer hohen feinen Stirn bilden flechtengewundene Mehrenzöpfe eine Krone. Bewundernd blickte die Pilgerin zu ihr empor, zu Elisabeth, der ermordeten Kaiserin, die auch ihre eigene Welt hatte bauen müssen mitten drin in einer glänzenden, ihrem innern Wesen fremden und die sich am glücklichsten fühlte auf jener fernen Meeresinsel. Und Beate sprach voll Andacht halblaut dies eine Wort: „Korfu!“

In dem fremdländischen, weichen Klang fühlte sie eine Kraft liegen. Es ward ihr Gebet, ihr Gelübde. Und wie ein Zaubertrank rann es durch ihre Adern, und sie fühlte den Mut in sich zu solchem Leben, das abseitsführen mußte von der breiten Straße der andern. — Sie hatte an ihre Wallfahrt geglaubt; drum ging sie gekräftigt von dannen. Einen letzten, langen Blick noch, dann versank das Steinbild im Schatten der Trauerweiden. Gleichgestimmte Seelen geben sich Kunde über Berge und Meere hinweg. Wie eine Vorahnung erschien es nun Beate, daß damals, vor Jahren, die graue Todesnachricht ihr kindlich Gemüt so sehr erschütterte, sich in der Erinnerung der Ahnungslosen so unauslöschlich eingepreßt hatte.

Die Abendsonne strich langsam über das holbe Antlitz der hohen Frau und beleuchtete es grell. Und man konnte einen feinen, leisen Zug um Auge und Mund bemerken: das stille, flaglose Leiden einer feinen Seele, das die Hand des Schicksals nur diskret angedeutet. Des Mädchens Auge freilich war nicht scharf genug, ihn zu erkennen — — — — —

Die bunten Bilder einer verträumten Jugend, in denen Lust und Leid unmerklich in einander überflossen, versanken. Was nun folgte, war ein einziger langer, langer Arbeitstag ohne Selbstbestimmung. Sie hatte nicht mehr Zeit, auf den Sonnenschein zu achten, der draußen die Alltagsmenschen hinauslockte in Feld und Wald zu fröhlichen Festen und Feiertagen. Drum ward es frostig und kühl in ihrem Herzen, und wie ein Reis in der Maiennacht lag's auf ihrem Denken und Dasein.

Dann war der Schatten des jungen Arztes über ihren Lebensweg gehuscht. Erschreckt und sehrend zugleich sah sie ihm nach.

Sie kannte sie nicht mehr, die mädchenhaften Gefühle, die ihre Adern wärmend durchrieselten. Wie bald würde der Selbstbetrug zu Ende sein! Sie wußte es mit Gewißheit nach dieser jahrelangen Nacht. Wie bald würden ihre Illusionen zerflattern . . . Ernste Männer brauchen fröhliche Gattinnen! Jungen Ärzten frommen leidlose Frauen, mit gesunder Seele!

Sie war weder das eine noch das andere. Darum durfte sie ihren Traum ruhig zu Ende träumen . . .

\* \* \*

Eine schrille Glocke rief das müde Mädchen in die Wirklichkeit zurück. Ein grauer Morgen dämmerte; durch den weiten Saal strich eine kühle Luft. Ihre Hände waren feuchtkalt, ihre Stirn fieberte. Neben ihr atmete noch immer mit offenem Munde das bleiche Geschöpf.

„Lebt noch immer und ohne Hoffnung!“ sagte tonlos eine Stimme.

Beate, noch halb im Traume, drehte sich jäh um. „Wer hatte das gesagt? Wen meinst du da?“

Es war ihre eigene Stimme gewesen. Schaurig, fremd hatte sie geklungen im trüben Grau des Morgens.

Ein frühwaches Krankes richtete sich betroffen, ängstlich in seinem Pette auf, als es die Krankenschwester dermaßen Selbstgespräche führen hörte.

Langsam drehte diese das flackernde Nachtlämpchen aus und bettete den Kopf der Schweratmenden höher. Nun würde sie nicht mehr singen, ihre eigene Grabesruhe nicht mehr stören!

Aber wie? Vielleicht hatte sie es selbst gelernt in dieser ewigdauernden Nacht? Irgendein munterer Vogel saß draußen in den Zweigen und stimmte seinen Morgengesang an. Das klang wie eine Aufforderung, lustig mitzusingen und den jungen Tag und die schöne Welt zu preisen. Und siehe da, Beate's Lippen öffneten sich und summten leise, ein wenig schüchtern, eine Weise!

Es war eine Reminiscenz an Alfred de Musset, den Dichter ihres Herzens, für den sie einst mädchenhaft geschwärmt, aus jener Elegie, Lucie betitelt, die also beginnt:

« Mes chers amis, quand je mourrai,  
Plantez un saule au cimetière . . . »

Und die längst verklungenen Worte lösten sich sanft und flüssig aus ihrer beschwerten Seele, keines fehlte. Aber es war keine Melodie, kein Wohlklang, kein Gesang — es blieben ärmliche, gejunene Worte, denen ein übervolles Gefühl nimmermehr die Schwingen eines Liebes verleihen konnte, das hoch über dem Erdenweh sichtbar von Herz zu Herzen bringt.

« . . . Fille de la douleur, Harmonie, Harmonie!

Langue que pour l'amour inventa le génie!

Qui nous vins d'Italie et qui lui vins des cieux!

Douce langue du coeur, la seule où la pensée,

Cette vierge craintive et d'une ombre offensée,

Passe en gardant son voile et sans craindre les yeux!

Qui sait ce qu'un enfant peut entendre et peut dire

Dans tes soupirs divins, nés de l'air qu'il respire,

Tristes comme son coeur et doux comme sa voix?

On surprend un regard, une larme qui coule;

Le reste est un mystère ignoré de la foule,

Comme celui des flots, de la nuit et des bois! »

So nah der Gottheit und ihr doch unendlich fern! So heiß die Sehnsucht und so hoch der Stern . . . Beate blickte mit überwacher Schärfe in die Gründe ihrer Seele und sah darin ihr ganzes großes, junges Leid.

Der schöne Traum war jäh zerronnen. Die Klingel ertönte abermals, rau, unerbittlich. Die Krankenschwester erhob ihre geräberten Glieder und ging langsam durch den Saal, in den eben die aufgegangene Sonne mit sorglichen Blicken nach ihren Kindern sah, ob sie noch alle da seien.

Draußen auf ihrem Schreibtische fand sie einen versiegelten Brief, den noch in später Abendstunde jemand hingelegt haben mußte. Sie erkannte die Handschrift des Doktors. Beate wunderte sich über die Ruhe, mit der sie den Brief öffnete. Eine Verlobungskarte fiel zu Boden; die elegante Visitenkarte aus Blütenpapier hielt sie in der Hand und las die wenigen Worte.

Irgendein plötzliches Ereignis rief den jungen Arzt nach der Heimat. Er würde wahrscheinlich nicht zurückkehren. Er dankte ihr. Sie möchte ihn nicht ganz vergessen. . . .

Lange und nachdenklich betrachtete das verlassene Mädchen diese letzten Worte und dann wieder die beiden Namen auf der goldgeränderten Karte, wie wenn sie sich auf irgendetwas längst Vergangenes besänne.

Ihre Augen weinten nicht. Und ihre Seele hatte jenes zwiespältige Gefühl, halb der Befreiung, halb des Bedauerns — wie wenn ein Musikspiel zu Ende geht, dem man nicht mehr recht zugehört hat . . . .



## Giovanni Segantinis Denkmal.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)  
verboten.

Zu nebenstehender Abbildung.

Es ist ein trauriges Geschick, das Giovanni Segantini so früh einem schaffensfreudigen, nach Vergeistigung und Verbollkommenung gerichteten Streben entriß. Ein Frühverkürzter, Frühvollendeter ist er; aber obgleich er in vorwärtsdrängender Hast sich selbst aufzuzehren schien, steht sein Leben als ein abgeschlossenes Ganzes da.

Umgeben von der majestätischen Schönheitswelt der Alpen, die er der Kunst erobert, ist er vom Tode überrascht worden. Seine letzte Ruhestätte ist auf dem Maloja. Wer kann sie wohl schöner, erhabener schmücken als der Turiner Leonardo Bistolfi, der „Dichter-Bildhauer des Todes“, wie ihn der Italiener nennt?

Aus dem Felsen steigt eine weibliche Gestalt, „die Wahr-

heit“. Das Haupt ist noch von der starren Materie umgeben, ein Fuß noch mit dem Stein verbunden. Doch der Körper hat sich von der kalten Umarmung des Felsens befreit; er ringt sich empor, strahlend, verklärt, und göttliche Reinheit, göttliches Licht scheinen ihn zu umstrahlen. Es ist die Seele der Berge, die Segantini ersehnte, die zu ihm sprach, die er verherrlichte in seinen Bildern von Licht und Schatten, von Leben und Tod.

Und unter der Figur ein Relief voll reiner Poesie, voll idyllischen Friedens. Segantinis Schafe, große, kleine, die vorüberziehen, und im Hintergrund der Alpenkranz, auf dem abendliche Ruhe liegt.

Giovanni Segantinis Geist, Leonardo Bistolfis erhabene Kunst — sie haben ein Meisterwerk geschaffen!

Hedwig Lotter, Zürich.

## Neue Schweizer-Lyrik.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)  
verboten.

(Schluß).

Paul Jigs prächtiges Lied „Versäumtes Glück“ aus der Gruppe „Gedanken und Gestalten“ teilen wir gleich in extenso mit.

Ihr dürft den alten Mann nicht fragen  
Mit scheuen Augen, wie es kam —  
Kann mir doch niemand helfen tragen  
An meiner Neue, meinem Gram!

Die Haare weiß — wer kann sie bräunen?  
Die Jugend fern — sie kehrt nicht mehr!  
Und meines Hoffens leere Scheunen,  
Sie bleiben ewig arm und leer.

Doch kommt, ihr Kinder, lieben Kleinen,  
Es soll euch nicht wie mir ergehn,  
Euch wird des Glückes Sonne scheinen  
Und gute Winde werden wehn!

Nur immer mutig ausgeschritten,  
Die Augen auf und nicht geträumt!  
Und kommt das schöne Weib geritten,  
Greift in die Bügel ungesäumt!

Es gibt sich gern den starken Armen,  
Wie toll sich's auch gebärden mag,  
Es wird an eurer Brust erwärmen  
Und Kränze ziehn durch euren Tag.

Ja, einst — viel Jahre sind vergangen —  
Auch mir begegnete das Glück  
Mit seinen Schätzen, seinen Spangen,  
Und warf nach mir den Blick zurück.

Ich sah die Schöne tief erschrocken,  
Ihr Auge warf so hellen Schein,  
Und meines Herzens jähes Stocken  
Durchfuhr ein Blitz: Das muß sie sein!

Wie kam's, daß da dies Herz nicht wagte,  
Und war zu folgen doch gewillt?  
Daß ich mich umjah und verzagte,  
Ob's hinter mir dem andern gilt?

Nie kann ich jenen Blick vergessen,  
Weiß nicht, war's Trauer oder Hohn  
An meinem schwachen Mut gemessen —  
So sah's mich an — und ritt davon.

Der letzte Teil endlich, die „Schwänke“ betitelt, enthält eine Anzahl polemischer, satirischer und epigrammatischer Gedichte, darunter manches voll Gelungene, was uns Jig als Meister bitterer Galle und scharfen ägenden Spottes zeigt. Trefflich sind gewisse Typen gezeichnet und an den Pranger gestellt, etwa in den Liedern „Das Ideal“, „Einem Gönner“ und „Einer

von Vielen“ oder dem köstlichen „Bauernschädel“. Pfeisend jausen die Liebe und gewiß nicht weniger aus künstlerischer Notwendigkeit heraus auf das bekannte, verderbliche Geschlecht der „Ratten“, und schließlich dürfen wir es einem von seinem Können mit stolzem, aber berechtigtem Selbstbewußtsein erfüllten Künstler heutzutage wirklich nicht mehr verargen — er hat leider meistens nur allzu recht — wenn er, in seinem „Eigenlob“ betitelten Spruche, sich offen und aufrichtig zu der Weisheit letztem Schluß bekennt:

Hast du dein Maß nicht selbst bestimmt,  
Erkennen wird es keiner,  
Da jeder seine Brille nimmt  
Und sieht dich dreimal kleiner.

Sie sind zu sehr von sich erfüllt,  
Die Bullen wie die Kälber!  
In die Erkenntnis eingehüllt,  
Mach' ich den Preis nun selber!

Eine völlig anders geartete Erscheinung, als Mensch wie als Dichter, aber nicht minder echt und nicht weniger wohltuend wirkend, ist Johann Jakob Grüniger, der Sängler aus unsern heimischen Bergen. Er ist den Lesern der „Schweiz“ auch schon als deren Mitarbeiter bekannt\*) und ihnen vielleicht auch als Verfasser der vaterländischen Schauspiele „Abrian von Bubenberg“ und des sog. Japanesenspiels: „Das Glück in der Heimat“\*\*) kein Fremder mehr. Heute tritt Grüniger, eine kampffrohe, frische, frühlich lebensbejahende Dichternatur, mit einem duftigen Strauß lyrischer Dichtungen vor uns. Die unter dem Titel „Raft und Unraft“\*\*\*) gesammelten Lieder offenbaren eine erfreuliche Vielseitigkeit der Gestaltungskraft und eine erhebende Wärme, Tiefe und Schönheit der Empfindung. Der sprachliche Ausdruck ist in den weitaus meisten Gedichten formvollendet und gibt gewandt in Ton und Bild diejenige Stimmung wieder, deren Widerhall der Dichter jeweilen in unserer Seele zu erwecken wünscht. Ein kurzer Ueberblick über die drei mit „Natur“, „Gewalten“ und „Gestalten“ bezeichneten Gruppen dieses Liederbuches und die Anführung einiger Proben mag von der Reichhaltigkeit der anklingenden Motive und von der Art ihrer gelungenen Fassung in künstlerische Formen einen ungefähren Begriff geben. Es ist übrigens bei der Beurteilung lyrischer Werke immer am empfehlenswertesten, der Liebhaber entschliefte sich zu eigener Einsichtnahme; denn gerade auf diesem Gebiete ist der individuelle Geschmack so maßgebend, aber auch so verschiedenartig, daß selbst die objektivste Kritik kein absolut unparteiisches und unpersonliches Urteil zu fällen im-

\*) Bgl. „Die Schweiz“ X 1906, 109 ff.

\*\*) Bgl. „Die Schweiz“ XI 1907, 70.

\*\*\*) Gedichte, Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., 1907.